

Zeitschrift: Rorschacher Neujahrsblatt
Band: 27 (1937)

Artikel: Der Wunderdoktor : eine Kleinstadtgeschichte
Autor: Wiegand, Carl Friedrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-947779>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Abendstimmung beim Seepark

Phot. H. Labhart, Rorschach

Der Wunderdoktor

Eine Kleinstadtgeschichte von Carl Friedrich Wiegand.

In einer österreichischen Kreishauptstadt, deren verwitterte Stadtmauern ein hochgelegenes Schloss, ein Amtsgericht, drei Kirchen und eine Realschule als besondere Kulturstätten umschlossen, gingen drei ältere Aerzte ihrem Berufe nach, drei nach Herkunft und Temperament sehr verschiedene Menschen, die aber gut miteinander auskamen, weil sie in der Vertretung ihrer Standesinteressen gleiche Ziele verfolgten.

Sie sassen am Biertisch und in den Vereinsvorständen freundschaftlich zusammen, sie zogen einander zu Rate, nahmen sich bei beruflichem Pech wechselseitig in Schutz und übten bei schwierigen Krankheitsfällen ihre Kunst zu dritt aus.

Dieses schöne Einvernehmen entsprang aber nicht etwa einer besonderen Tüchtigkeit, sondern viel eher der Einsicht, dass sie sich gegenseitig nichts vorzuwerfen

hatten, falls die Kranken, die sie behandelten, eines Tages wider Erwarten gesund wurden.

Die Möglichkeit einer Dauer dieser ärztlichen Dreieinigkeit war dadurch gegeben, dass keiner in Gegenwart der Bürger sich Blößen gab, keiner auf strittige Gebiete der Heilkunde in der Unterhaltung sich einliess oder gar durch Besserwisserei einen Kollegen einzulegen suchte.

Medizinische Fragen, wie sie von Laien zuweilen am Biertisch aufgeworfen werden, galten für erledigt, wenn einer der Aerzte in der Form einer Belehrung sie beantwortet hatte. Die Unabänderlichkeit dieser fachgemässen Auskünfte liess kein Wenn und Aber zu, und die nachsichtigen und verzeihenden Blicke, die unsere drei dabei verständnisinnig tauschten, errichteten eine

Schranke der Unnahbarkeit, einen Turm der Achtung, an dem man schweigend emporblickte.

Die Harmonie unserer Medizinmänner erlitt auch durch die schöne Gewohnheit, gleichlautende Honorarsätze zu verwenden, keine Störung, und da überdies in genauer Arbeitsteilung jeder sein eigenes Feld bebaut und behauptete, konnten sie schalten und walten, wie sie wollten, so dass die guten Bürger gezwungen waren, in die Mechanik dieses Uebereinkommens sich zu fügen; und sie taten es als fromme Leute, die vom Himmel mehr erwarteten, als von der Gelehrsamkeit der Menschen.

Das wurde jedoch eines Tages anders.

An der Apotheke, einem langgestreckten Doppelhaus, prangte eines Morgens ein grosses Porzellanschild und ein neuer Name.

Ein Herr Müller war zugezogen. Auf dem Schild stand schlicht sein Name und darunter der Titel «Arzt». Und weiter nichts.

«Müller, Arzt» war eine rätselhafte Figur, rätselhaft wie dieser simple Titel, der unter dem Namen Müller stand; geheimnisvoll, weil alles ganz Einfache den Wundergläubigen zu raten aufgibt, und die Bewohner unseres Städtchens freuten sich schon lange auf ein Wunder.

Der Neuankömmling, von dem nach mehreren Wochen der Geschichtsträger des Städtchens, der Apotheker, nicht einmal wusste, wo er geboren, woher er gekommen, wo er, ob er studiert hatte, ob er verheiratet sei oder nicht — der Neuankömmling hatte zuerst einen schweren Stand. Zu einem Manne, den man nicht einmal «Herr Doktor» anreden konnte, hatte kein Kranker des Städtchens ein rechtes Zutrauen, und Herr Müller suchte dies auch nicht billig zu erwerben. Er kam den Eingesessenen durchaus nicht mit übertriebener Höflichkeit entgegen.

Er fragte nicht, ob der Stadtverwaltung eine jüngere ärztliche Kraft genehm sei, tat nichts, seine älteren Kollegen kennen zu lernen und unterliess auch die Besuche bei den Honoratioren, die jeder Ortsfremde machen musste, der Zutritt gewinnen wollte. Müller behandelte diese Dinge als etwas Belangloses und Nebensächliches, lehnte Ermunterungen in einem ruhigen Ton ab und stellte sein Glück dem guten Augenblicke anheim. Er war schweigsam und abwartend, bei gewissen Fragen undurchdringlich und liess jede neugierige Annäherung höflich, aber bestimmt abfahren.

Das Urteil bei den alten Aerzten stand alsbald fest.

«Er ist ein Mann ohne jede Lebensart.»

«Er ist ein frecher Eindringling!»

So war es kein Wunder, dass die besseren Familien und seine Kollegen keine Notiz von ihm nahmen. Diese hatten sich übrigens, was niemand ihnen verübeln konnte, ebenso wenig um Herrn Müller bemüht, wie dieser um sie. Sie warteten auf das grosse Ereignis, und dieses Ereignis war die Abreise Müllers; denn, dass er sich nicht halten könne, war für sie eine unverrückbare Tatsache, der man kaltblütig entgegensah.

Nun wollte aber das Geschick, dass ein besonderer Fall unseren alten Aerzten damals schwereres Kopfzerbrechen verursachte, der «Fall Tudichum».

Jakob Tudichum, ein alter Lehrer, der seine Pension in Bescheidenheit und Gottesfurcht genoss, war vor längerer Zeit leidend geworden, ohne dass durch die Hilfe der Aerzte eine Besserung seines Leidens herbeigeführt worden wäre.

Der alte Hagestolz unter den Medizinern, Dr. Egon Lenz, glaubte ein Darmleiden feststellen zu sollen, während Dr. Bartholmay ein nervöses Magenleiden diagnostizierte. Der Jüngste unter den Alten, der aber auch schon die Sechzig hinter sich hatte, Dr. Zehetgruber, ein jovialer Wiener, schloss dagegen von der gelben Gesichtsfarbe Tudichums auf einen Bandwurm, drang schliesslich mit seiner Ansicht durch und liess von dem Apotheker aus Farrenkrautwurzeln eine schwerflüssige Tinktur herstellen, die Jakob Tudichum mit dem grössten Widerwillen seit Wochen esslöffelweise zu sich nehmen musste . . .

Allein die Leiden des alten Lehrers verschlimmerten sich von Tag zu Tag und erregten allgemeine Teilnahme, da Tudichum sozusagen das ganze Städtchen in der Schule gehabt hatte und sich allgemeiner Beliebtheit erfreute. Die krampfartig auftauchenden Schmerzen des Leidenden bekämpften die Aerzte mit Einspritzungen, hüllten sich aber über die Ursache der Krämpfe, wie über die Krankheit selbst in tiefes Schweigen und liessen den Kranken und seine leicht erregbare Frau völlig ratlos.

So standen die Dinge, als im Hause Tudichum in den ersten Tagen des November der Schornsteinfeger des Städtchens einkehrte, ein zornmütiger Mann, bei dem es kein Geselle aushielt. Er zankte mit dem Lehrbuben, der einen Auftrag vergessen hatte, schon als er das Haus des Lehrers betrat, stieg in den Keller hinab, rumorte am Russkasten und schickte den Buben auf das Dach hinauf, wo dieser mit Eisenkugel und Schlotbesen im Schornstein hantierte.

Jakob Tudichum sass unterdessen, auf seine Ehefrau Kathinka wartend, unter Schmerzen im Lehnstuhl. Und während diese, auf vielen Besorgungen begriffen, verzog, vernahm er ein Knistern, Gleiten, Raunen und Rauschen, ein geisterhaftes Geräusch in seinem Zimmer, sodass es ihn kalt durchfror, und da er von der Gegenwart des Kaminfegers keine Ahnung hatte, so lauschte er, seltsam ergriffen, den geheimnisvollen Stimmen . . .

«Jakob — Jakob!» klang es deutlich. Man rief ihn bei seinem Namen. Tudichum, der angespannt aufgehört hatte, raffte sich mühsam zusammen, trat, während ihm der Rücken erschauerte, vor den Ofen und sagte mit einem Blick nach oben:

«Rede, Herr, dein Knecht hört!»

Und die Stimme fuhr laut fort, fast zürnend:

«Jakob, warst du schon beim Müller, dem neuen Arzt?»



Das Kornhaus im Lichte der Scheinwerfer

Phot. H. Labhart, Rorschach

«Nein, Herr!» rang es sich aus Tudichums Brust.

«Du sollst heute noch zu ihm gehen!» klang es drohend, «sonst geht dir's an den Kragen. Vergiss es ja nicht!»

«Gewiss nicht, Herr, gewiss nicht!» rief Tudichum lauschte noch lange mit offenem Munde, bis das Rauschen verklang, und sammelte sich schliesslich zu einem längeren Gebete, in dem er Gott für seine Weisung dankte.

Als Kathinka Tudichum, von ihrem Ausgang heimgekehrt, den Gatten, geisterbleich und ergriffen von seinen Erlebnissen, in grossen Schmerzen vorfand, entschloss sie sich, nachdem der Kranke jede Einzelheit der vermeintlichen Offenbarung erzählt hatte, dem ganzen Städtchen und den alten Aerzten zum Trotz, den neuen Arzt herbeizuholen. Zuvor machte sie zwar bei den Medizinern Entschuldigungsbesuche. Sie verschwieg die wunderliche Weisung, die Jakob von oben empfangen hatte, und begnügte sich mit einer Schilderung der peinlichen Leiden, die ihr Mann durchzumachen habe. Die Aerzte sahen sie mit hochgezogenen Augenbrauen

bedauernd an, behandelten sie kühl, kurz und herablassend, weigerten sich, mit «Herrn Müller» zusammen an Jakobs Krankenbett zu treten und willigten nur darein, die Meinung Herrn Müllers in wohlwollende Erwägung zu ziehen.

Kathinka verliess sie sehr aufgebracht: es war eine Unklugheit der Aerzte, Frau Tudichum in diesen Zustand versetzt zu haben. Ihre Worte konnten Engelsflügel und Satansfüsse haben, je nachdem ob ein Himmelsfenster oder eine Höllentür ihrer Seele aufgestossen wurde. Jedermann fürchtete die Zunge Kathinkas und die Schnelligkeit ihrer Gedanken und Entschlüsse.

Müller verharrte bei Frau Tudichums Erzählung in tiefem Ernst. Er machte sofort seine Geräte bereit. Er machte mit Frau Tudichum nach Hause und untersuchte ihren Gatten zwei Stunden. Er stellte fest — woran er anfangs selbst nicht glauben wollte —, dass eine Erkrankung der Leber vorläge, die im mittleren Europa sehr selten, im Süden zuweilen aufträte, in der heissen Zone dagegen häufiger vorkomme.

Von der Sicherheit seines Urteils war Frau Kathinka überrascht, von seiner Art zu sprechen, stark gefesselt, von seiner Ruhe tief betroffen. Er war ein nicht alltäglicher Mensch, sicher ein bedeutender Mann. Was ihr jedoch besonderen Eindruck gemacht hatte, war eine Art Zeremonie oder Beschwörung, eine Handlung mit überirdischem Schein, die Offenbarung einer höheren Kraft gewesen, die er an dem Kranken am Schluss seiner langen Untersuchung vorgenommen hatte. Er liess Jakob Tudichum sich aufrichten, trat ihm gross gegenüber und sah dem Kranken, während beide sich wechselseitig die Rechte aufs Herz legten, lange in die Augen ...

Es unterlag für Frau Kathinka keinem Zweifel, dass diese weihevollende Handlung die Hauptsache bei der Untersuchung war, denn nach diesem Vorgang, der in einer atemlosen Stille verlief, stellte Müller die Diagnose. Mit grösster Bestimmtheit gab er sein Urteil ab. Das musste man gesehen haben!

*

Am runden Tisch des Gasthauses «Zum roten Adler» gab es am Abend ein grosses Gelächter, als die Tropenkrankheit Jakob Tudichums besprochen wurde. Dr. Lenz schüttelte, wie vor dem grössten Unverstand, leise und mit ernstem Gesichte den Kopf. Dr. Bartholmay riss den Mund auf, gab aber keinen Ton von sich. Dr. Zehetgruber heuchelte einen Erstickungsanfall, und die Bürger, froh, einmal ihre Meinung sagen zu dürfen, trugen die Heiterkeit des Stammtisches in das Städtchen hinein, bis in den letzten Winkel.

Allein das Schicksal stürzte bald die vorzeitigen Lacher in bittere Enttäuschung, denn Müller behielt recht. Der Kranke, der in die Universitätsklinik nach Innsbruck gebracht worden war, litt nach der Feststellung eines berühmten Diagnostikers tatsächlich an einem Lebergeschwür, einer typischen Tropenkrankheit, die einen operativen Eingriff erforderte.

Während Müller noch einige Zeit zwischen Licht und Schatten stand, bewirkte die geläufige Mitteilbarkeit Frau Kathinkas, dass aus der Dämmerung, die über Müllers Herkunft lag, ein Stern nach dem andern aufging, ja sie zündete dem neuen Arzte im ganzen Städtchen Licht um Licht an, und je dunkler die Gassen und die Köpfe waren, desto heller und strahlender.

Besonders die Art, wie er den Kranken seine Hand aufs Herz legte und ihnen in die Augen sah, veranlasste viele, Rat bei ihm zu holen, und es kam schliesslich unter dem «Eisernen Bestand» des Städtchens, einer grösseren Schar von Jungfrauen zwischen vierzig und fünfzig Jahren, eine Bewegung und Regsamkeit auf, die Kraft des neuen Arztes samt seinen Fähigkeiten zu erproben und überall zu verkünden.

Die alten Doktoren waren machtlos gegen den «fremden Eindringling». Es war mit ihrer Kaltblütigkeit schnell vorbei, als sie sahen, wie sehr sie diesen Konkurrenten unterschätzt hatten. Zuerst erfuhren sie von

seinen Erfolgen wenig, da man heimlich zu ihm schlich: später konnten sie es nicht verhindern, als man es offen tat; sie zogen sich, da ein Widerspruch bei der lauten Verkündigung seiner Fähigkeiten nutzlos geblieben wäre, in stillem Grimm zurück.

Ein Mensch, der, jeden Standesbewusstseins bar, die Bevölkerung mit Mitteln an sich zog, die jedem Wissenschaftler die Schamröte ins Gesicht getrieben hätten, sollte es wagen dürfen, ihnen Trotz zu bieten!

Der Apotheker, der einen guten Verdienst von dem neuen Arzt sich versprochen hatte, nun aber doch nicht auf seine Rechnung gekommen war, weil Müller seine probaten Mittel den Kranken gleich mitgab, stellte das geschwundene gute Einvernehmen mit den drei Doktoren, die es ihm sehr verübeln hatten, als er den unausstehlichen Menschen in sein Haus aufnahm, zornentbrannt wieder her. Er kündigte Herrn Müller die Wohnung.

Allein es half nichts. Müller tat sich in einem schöneren und grösseren Hause auf und zahlte dort bereitwillig den doppelten Mietzins, denn die guten Bürger wollten an seinen grossen Einnahmen gerne teilhaben. Seine Lebenshaltung war ansehnlich. Er zahlte bar, spendete in Wohltätigkeitsvereinen namhafte Beträge, unterstützte die Sportklubs des Städtchens und verkehrte, was ihm besonderes Ansehen gab, mit den Priestern des Stifts, die er obendrein kostenlos behandelte. Seine Feinde taten gegen ihn alles, was erlaubt war und ihm Abbruch tun konnte. Er gewann und verlor, aber der Gewinn war grösser als der Verlust.

Nach Jahresfrist ging der «Eiserne Bestand» wieder in das Lager seiner Gegner über. Müller hatte die Schändlichkeit besessen, seine Verheiratung verschwiegen zu haben. Eines Tages kam ein hohes, stolzes Wesen an seinem Arme daher und rückte mit zwei allerliebsten blonden Mädchen in das neue Haus ein.

Schon damals zuckten aus dem heranziehenden Gewölk die ersten roten Funken.

Was man bisher nur andeutungsweise getuschelt hatte, das sagte man jetzt an vielen Ecken laut. Seine eigene Frau wusste oder musste es wissen, dass er auch den Damen die Hand aufs Herz legte und lange in die Augen sah, und sie liess es zu! Unter dem wachsenden Hass kam bald die Verleumdung offen zutage, gebärdete sich unverschämt, rücksichtslos und herausfordernd — und Müller schlug der Hydra auch nicht ein einziges Haupt ab. Er hätte taub sein müssen, wenn er nichts davon erfahren hätte. Oder war seine Dickfelligkeit das Eingeständnis seiner Schuld? Mit Verachtung tilgt man keine offensichtlichen Beleidigungen. Man beehrte Aufschluss und Antwort von ihm.

Ein Arzt ohne Dokortitel! Bitte, war er überhaupt Arzt? Hatte er studiert? Und dann: wo?

In Dr. Lenzens Sprechzimmer hing die Dissertation über «Die Arten des Klumpfusses» eingerahmt im Sprechzimmer. Ueber die «Therapie nervöser Darmkrankheiten» hatte Dr. Zehetgruber geschrieben, und

Dr. Bartholmay hatte seine Papiere seinerzeit sogar dem Stadtrat vorgelegt.

«Der Mangel eines Schuldbeweises ist noch lange kein Beweis der Unschuld», sagte Dr. Lenz, «der Mann ist ein Kurfuscher. Er gehört vor Gericht. Wir haben in Oesterreich die gesetzlichen Handhaben, solchem schändlichen Treiben die Spitze zu bieten.»

Die Aerzte waren in Bartholmays Wohnung zusammengekommen. Dr. Lenz war ans Fenster getreten. Auf der Strasse bewegte sich ein Schwarm Bauersleute, die

Gegen den Hass der Alten und ihres Anhangs wirkte Müllers Erfolg. Der Amtsrichter sprach dankbar mit hohem Lob von ihm. Der Stadtpfarrer lächelte ihm zu, wo er ihn sah, weil er den Armen kostenlos half. Er hatte erst jüngst auf offener Strasse Müller den Rücken geklopft. Die Bauern sagten:

«Nebensach ist, wie einer hilft! Hauptsach ist, dass einer hilft!» Und das Wie schien ihnen durchaus nicht als Nebensache.

Es war um die Mitte des Sommers. Eine Prozession.



Rorschacher Hafen

Phot. E. Fleischhauer, Rorschach

im «Goldenen Rad» auf den Beginn der Sprechstunde Müllers gewartet hatten.

«Sehen Sie ... Sehen Sie!» sagte er in tiefer Empörung, «ein Bauernfänger ist er, ein nichtsnutziger Volksverführer, der von der Dummheit anderer lebt, er ist ein Ausbeuter! Das Geschäft blüht. Er gibt schon messingene Nummernmarken aus, damit es schön der Reihe nach geht.»

«Schlau ist er,» lächelte Zehetgruber, dem die Bitterkeit seine Wiener Jovialität vergiftete, «schlau ist er! Eine Rechnung schreiben tut er nicht. Er sagt zu den Leuten: Machen Sie das ganz nach Belieben! So eine Gemeinheit! Zu wenig kriegen tut er da schon nicht! Und ein Rezept schreiben tut er auch nicht!»

«Doch!» entgegnete der Apotheker, der eben eingetreten war, «er schreibt Rezepte!»

«Da liegt er drin, da liegt er drin!» riefen alle drei, «jetzt wird er gelegt!»

die drei Stunden von auswärts gekommen war, flutete noch von Kirche zu Kirche. Trüpplein von Bauern mit Lehrern und Pfarrherren besetzten um die Mittagszeit alle Wirtschaften, und an den Tischen ging die Rede von dem berühmten Arzte, auf dessen Haus breit die Sonne lag.

Da trat Villinger, der Gerichtsbote, der mit gewichtigen Schritten die Hauptstrasse heraufgekommen war, in Müllers Sprechzimmer ein. Er hatte nicht geläutet, nicht einmal angeklopft. Dem erstaunt aufblickenden Arzte eröffnete er mit hängenden Mundwinkeln:

«Im Auftrag des Herrn Untersuchungsrichters ersuche ich den Herrn Müller, mir zu folgen.»

Er duldete nicht, dass Herr Müller das Zimmer verliess, um seinen Rock zu wechseln, er schnitt eine verweisende Krotze, weil Herr Müller zu lächeln wagte.

Um kein Aufsehen zu erregen, ergab sich Müller dem Gestrengen, da er der Meinung war, dass seine

Angelegenheit wohl nicht von einem Unterbeamten entschieden würde, entnahm seinem Schreibtische ein grosses gelbes versiegeltes Kuvert, schob es in seine Brusttasche und ging unter den Augen seiner Patienten unter der brütenden Sonne der menschlichen Liebe, wie ein Spiessrutenläufer durch die engen Gassen und Gässchen, an den Wohnungen der drei alten Doktoren vorüber, zum Amtsberg hinauf.

Er lächelte immer noch, als er sicher und ohne irgend ein Zeichen der Erregung das Untersuchungs-zimmer des Gerichts betrat und den ihm wohlbekannten Amtsrichter freundschaftlich begrüßte.

Einem ernsten Herrn in einem langen Gehrock, der ihm unbekannt war, machte er eine kurze Verbeugung und begann, indem er das versiegelte Kuvert öffnete:

«Lassen Sie mich reden, meine Herren, dann ist das Verfahren kürzer! Bitte — unterbrechen Sie mich nicht, Herr Amtsrichter — ich weiss genau, warum ich hier stehe. Hier ist —» und er legte seine Papiere vor — «das Zeugnis über mein Staatsexamen, dies ist meine Doktordissertation, dies hier — meine Habilitationsschrift, hier die Venia legendi der Universität Wien, dies ist meine preisgekrönte Schrift über die Transplantation von Ellenbogengelenken, das übrige sind gedruckte medizinische Publikationen, acht Stücke.

Bitte, prüfen Sie das! Ich habe nur wenig Zeit. Unten warten meine Patienten.»

Und damit war er an der Tür.

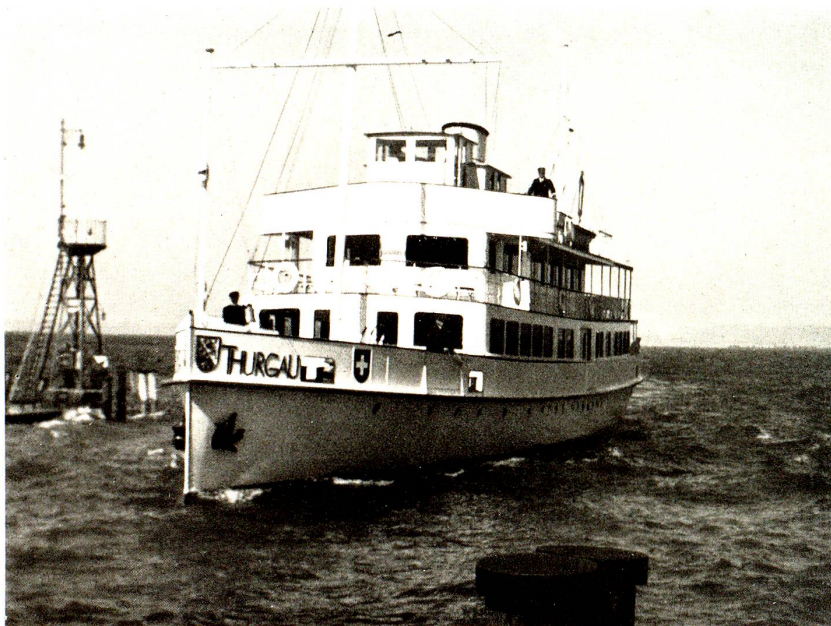
«Ein Wort —» rief der Amtsrichter, der gar nicht wusste, wie ihm geschah, «ein Wort, Herr Doktor! Warum haben Sie dies alles denn so sorgfältig verschwiegen?» Müller erwiderte, einen Schritt zurückkehrend:

«In Wien, lieber Herr Amtsrichter, bin ich mit allen meinen Titeln fast verhungert. Dort laufen tausend Aerzte ohne Praxis herum. Ein Wunder musste im Spiele sein, wenn ich mich anständig durchschlagen wollte. Hier nennt man mich beim Namen. Ein Heiland hat keinen Dokortitel nötig ...» und fort war er.

Am anderen Morgen dröhnte eine Hupe in den engen Gassen. Es klang wie Hohngelächter: «Ho-ho-ho ... Ho-ho-ho!»

Müller fuhr jetzt sogar Automobil! Er brachte den glücklich lächelnden Jakob Tudichum aus dem Innsbrucker Krankenhause gesund nach Hause. Als der Alte an seinem Hause Müllers Auto verliess, sagte er mit Tränen im Auge:

«Ich danke Gott und Ihnen für meine Heilung. Es war sein Fingerzeig, der mich zu Ihnen geführt hat ...»



Dampfer Thurgau bei der Hafeneinfahrt

Phot. H. Schär, Rorschach